

„Scheinwerfer - Leuchten“

Unterhaltungsbeilage und Anzeigenteil

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 10, Pommersche 7. — Verlagskontos: München 3407. — Fernruf: 62 264 und 63 343. — Für den Inhalt verantwortlich: *Reiter & Pöhl*, für Anzeigen und Bilder: *Reiter & Pöhl*. — Druck: Münchner Buchverlagsges. M. Müller & Sohn AG., München. — Preis: 3. Bf. 24 70 000. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. — Anzeigenchluss 10 Tage früher. Bei Zeit- und Preisveränderungen. — Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ bezahlbar. Als Einzelnummer unerkäuflich.

Seite 10

5. 1. 1939

Rund um den Himalaja

„Denkst du noch dran, German?“ Erinnerungen tauchen auf, Erinnerungen, die verbinden, weil sie einst gemeinsame Erlebnisse waren und darum doppelt schweißten, da sie die Grundlage einer Kampfgemeinschaft gaben.

Ja, wir durften noch gemeinsam kämpfen, im großen Kampf unter Führung des Feldherrn gegen die überstaatlichen Mächte, die die Deutsche Freiheit nicht wollten, sondern die Untergrabung jedes nützlichen Lebensausbrudes mit allen Mitteln anstrebten.

Aber ich schweige ab. „Kording“¹⁾, frage ich German, als wir beide gemütlich beieinanderstehen und den herrlichen Ausblick auf die fernen Höhenzüge genießen, „Kording, wo hast du die letzte Zeit gesteckt?“

Nun weiß er, daß ich nicht lodertlassen werde, bis er allerlei zum Besten gegeben. Er macht eine Handbewegung, die soviel wie „Na, gut, hör zu!“ belagen soll.

„Ich habe mir“, beginnt er, „einmal den Globus etwas gründlicher als andere Leute angesehen. Weißt du, wer glaubt, Geheimnisse und Abenteuer seien in unserem Jahrhundert ausgegoren, der geht schwer irre. Was sich sechs Jahrtausende herumgeheimnisst, das stirbt so leicht nicht aus. Auf den Spuren Herbins, Filchner, Bruntons und anderer muß man wandeln, will man sich ein wirkliches Bild von dem erringen, was diese Erde so schicksalhaft plagt.“

Dieser Menschheitsdrache mit seinen vielen Köpfen peinigt in fast polypenhafter Umklammerung den ganzen Erdball. Re-

nnaissance des Dunkelmännertums! Welch große unsichtbare Familie! Wir kennen sie ja heute. Der Feldherr hieb dem Drachen mit fürchterlichem Schläge einen Kopf ab, worauf ihm sofort mehrere neue wuchsen. Aber wir haben sie gut beobachtet

Am Himalaja wohnte der Herr der Welt. So nannte man ihn jedenfalls. Wohnplatz Gottes: Himalaja. Darum versucht man auch, ihn zu erklettern. Ich fragte ja selbst leidenschaftlich. — aber da ganz oben ist's mir zu kalt. Mich intercedierten nur gewisse Dörfer in versteckten Tälern. Seine Eminenz ist umgezogen. Sie hat Anjenthalt bei seinem auserwählten Volk genommen.“

„Woher weißt du das?“ frage ich staunend, ihn unterbrechend.

„Woher, Heinz?“ German Kording lacht. „Vielleicht aus dem Buch des Djan oder — noch besser — von Vellen! Abri-gens, kennst du Vater Caughin? Nein!? Na, der kennt Vellen bestimmt! Frage doch einmal nach den Silberhemden Amerikas! Ach ja! — das erste, was ich tat, als ich zurückkam, war, ins Kino zu gehen. Interessiert mich schon mal ein Film, dann am meisten noch die Wochen-schau. Paß auf! Es war damals kurz nach den Mozart-Festspielen. Bilder aus Salzburg. Ihnen folgten auf dem Fuße Aufnahmen aus dem Fernen Osten, Kriegs-handlungen. Bomber, Ichnurgetade ausgerichtet, beim Nähen. Alles Gute kommt von oben und unten die fürchterliche Panik der Massen“. Geschrei und Elend. Verstehst du mich?

Vor geraumer Zeit noch lag der „Himalaja“ anderswo. Wichtigste Zentrale in der Kreuzung des 90. Längengrades mit dem 30. der Breite. Wie gesagt, sie verschob

¹⁾ G. und die beiden erdigenen Schrit v. G. Kording: „Geheimnisse vom Kording“, Ludendorffs Verlag, München.

sich, etwa so, daß sich der — wohl der 15. der Länge mit dem 45. der Breite schneidet.

Mysterien? Ach, sie sind nur solange Mysterien, wie sie Geheimnisse sind. Es hat sich ausgemysterisiert. Julius Cäsar war auch Eingeweihter der griechischen Mysterien wie der gordische Knotus Alexander.

Die heiligen Dreizehn' sind wieder zu Ehren gekommen. Groß ist auch die Thule-Mysterie. Und die Pyramiden? Begräbnisstätten? Teilweise ja. Aber niemals die Cheopspyramide! Nein! Sie diente der Einweihung von Schülern in die Anhangsründe der ägyptischen Mysterien. Um ..."

„Hör mal, German, was ich eigentlich wissen wollte ...“

„Schon gut ... ein andermal gründlicher und umfassender. Für heute nur noch eins. Wie kommen unaufhaltam vorwärts, weil die Rätsel aufgehört haben, Rätsel zu sein, so sagt der alte Haubegen Michael. Und ich sage heute, es ist die Art den Bäumen an die Wurzel gelegt.“

Dann, nach einer Weile tiefsten Sinuens und Gedenkens an zwei Menschen, schlägt German urplötzlich die starke Faust auf den Tisch. Es dröhnt. Als es perkussionen ist, sagt er: „Der Feldherr wird sein und der Welt größtes Tannenberg schon gewinnen!“ Heintich Plump.

Um Milliarden!

Von Hans Schumann.

„Kürzlich las ich einen interessanten Aufsatz im Deutschen Ärzteblatt (29. 10. 1938). Dort wurde darauf hingewiesen, daß mit der allgemeinen Steigerung der Lebenshaltung selber auch der Genußmittelverbrauch gestiegen ist: bei Bier um 30 v. H., bei Wein und Trinkbranntwein um rund 100 v. H., bei Schaumwein um 400—500 v. H. Die jährlichen Alkoholausgaben betragen heute etwa 4 Milliarden. Das sind 4000 Millionen oder auf den Kopf der Bevölkerung (im Altreich!) jährlich etwa 55. Wenn wir nun von dieser Zahl die Kinder und die meisten Frauen abrechnen, kommt eine ganz nette Summe auf den Kopf der — Trinker. Das Deutsche Ärzteblatt weist auf die schweren Schäden dieser Entwicklung hin: zwei, dreihunderttausend Trunksüchtige, deren Rachkommenchaft entartet, der Psychopathie, Epilepsie, Verberstheit, Ibiotic, dem Verbrechen und der Prostitution verfällt. Ungeheuerlich sind die Schäden durch Unfälle (auf 1000 versicherte Brauer kommen 171,4 Unfälle, das ist die weitaus größte Unfallziffer!). Fast täglich liest man von Verkehrsunfällen, hervorgerufen vor allem durch den sogenannten „mäßigen Alkoholgenuß.“

„Man darf die Sache nicht so einseitig betrachten, wie Sie es tun. Sie geben doch selbst eine Summe von 4 Milliarden an und damit auch die ungeheure volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Frage zu. Bedenken Sie doch einmal, wieviel Menschen davon leben! Die Bauern, die die Gerste anbauen, die Brauer, die sie verarbeiten, die Winzer, die den Wein züchten, die Gastwirte und das Heer ihrer Angestellten.

Alle würden arbeitslos, wenn kein Alkohol mehr hergestellt werden dürfte.“

„Ja — Sie vergessen noch einige Berufs-zweige: da sind noch die Verkehrs-polizisten und Untersuchungsrichter, die teilweise abgebaut werden müßten (oder könnten?), wenn die Verkehrsunfälle um die Zahl derjenigen vermindert werden würden, die auf Alkoholgenuß zurückzuführen ist. Und dann denken Sie an die vielen, die heute die traurigen Ergebnisse des Alkohols in den Schwachsinnigenheimen pflegen können! Auch die Erkrankungen des Herzens, der Blutgefäße, Leber, Nieren und des Gehirns würden — zum Schaden' für die Ärzte — zurückgehen. Komisch, daß das Deutsche Ärzteblatt trotzdem auf diese Zusammenhänge hinweist! Und was soll aus den vielen Kellnerinnen werden, deren Aufgabe vor allem in Mitteldeutschland (in Süddeutschland ist es glücklicherweise anders!) darin besteht zu „animieren“? — Die Raibität! Ihres volkswirtschaftlichen Hinweises ist nur dadurch zu entschuldigen, daß in dieser Beziehung die logische Denkfähigkeit bei sehr vielen nur sehr schwach ausgebildet ist.“

„Aber wieso denn? 4 Milliarden sind 4 Milliarden, das können Sie doch nicht bestreiten. Das sind rund 5% des Volkseinkommens. Also müßten von 100 Volkseingekommenen 5 arbeitslos werden, von 80 Millionen würden demnach etwa 4 Millionen betroffen werden. Wollen Sie das verantworten?“

„Sie gehören also tatsächlich zu denen, die in volkswirtschaftlichen Fragen geradezu kindliche Vorstellungen haben. Legten

Sie sich denn noch niemals die Frage vor, was die Nichttrinker mit ihrem Gelbe machen? So wie Sie die Sache darstellen, mühte doch das Volkseinkommen, das heute für Alkohol ausgegeben wird, verlorengelassen mit der Einstellung des Alkoholgenußes. Nehmen Sie doch einmal zwei mittlere Beamte an, von denen jeder im Monat 300 Mark verdient. Der eine gibt — zur Hebung der Volkswirtschaft! — monatlich 25 Mark für alkoholische Getränke aus. Das sind im Jahre 300 Mark (ich kenne manchen, der erheblich mehr ausgibt!). Der andere ist Nichttrinker. Nach Ihrer leitenden Logik mühte dieser allwöchentlich nun 6 Mark in den Ofen stecken und dazu schreien: Schade, daß ich nicht mehr trinken mag, als ich natürlicherweise Durst habe. Nun bleibt mir nichts anderes übrig, als das schöne Geld (jährlich 300 Mark!), auf das bereits die Wirte, Ärzte und Irrenhausangestellten warten, zu vernichten. Sie sehen wohl selbst, auf welche komischen Voraussetzungen Ihre volkswirtschaftlichen 'Erkenntnisse', beruhen. Der Nichttrinker vernich-

tet keineswegs sein 'Ausgehgeld'. Er kauft sich vielmehr ein 'schöneres Möbelstück', einen besseren Radioapparat, Kleidungsstücke, Bücher usw. Das heißt:

Der volkswirtschaftliche Verbrauch wird vom Alkohol verlegt auf andere, wertvollere Gebiete.

Mit dem Verbrauch wird auch die Erzeugung verlegt: Der Verkehrspolizist — der die 'angeheiternten' Kraftfahrer feststellen muß — wird Turnlehrer, der Irrenwärter wird Bauarbeiter, der Arzt wird Erzieher. Für jeden, der seine Arbeit verliert, wenn die Menschen nur noch ihren Durst stillen, findet sich eine neue Arbeit, weil an anderer Stelle der Warenablag um genau den Betrag steigen muß, um den er auf alkoholischem Gebiete zurückgeht.

Sie sehen also, daß es mit Ihrer volkswirtschaftlichen Verleumdung der — Alkoholinteressenten nichts ist. 4 Milliarden lassen sich eben besser und zweckmäßiger — volkswirtschaftlich zweckmäßiger — verwenden."

Was eine Briefmarke erzählen kann

Die auf Seite 4 abgebildete, neue spanische Briefmarke trägt das Bildnis Ferdinand des Katholischen von Aragonien, der sich mit der Königin Isabella von Kastilien verheiratete, nachdem die Mauren aus Spanien vertrieben waren. Zwar gelang ihm und Isabella die Einigung Spaniens, aber es verbindet sich mit ihm gleichzeitig das Andenken jener furchtbaren Inquisition, die Spanien Jahrhunderte hindurch bedrückte und verheerte. Die Inquisition richtete sich zunächst allein gegen die Juden und die Mauren, aber dabei blieb man nicht stehen. Bald begann sich die Verfolgung auch auf alle die Spanier auszudehnen, welche sich nicht völlig den vorgeschriebenen Glaubenssätzen der Kirche fügten, bis sie schließlich neben den getarnten kirchlichen noch auch offenen politischen Zwecken diente. Die Inquisition ist mit ihrem infamen Denunziationssystem, ihrem furchtbaren Gerichtsverfahren und ihren schauerlichen Foltern und Hinrichtungen sprichwörtlich geworden. Johannes Scherr hat einmal eine Studie über den Inquisitor Torquemada geschrieben, die wir nachstehend auszugswise wiedergeben. Scherr schreibt:

„Die Religion lüster Liebe' hat aus den Sammelpluten lüster Worte die Krallen der Verfolgung nicht hervorgezogen, bevor ihr diese gewachsen waren. Sie wuch-

sen ihr aber wunderbar schnell Gestern noch eine Verfolgte, war die christliche Kirche, die 'Braut Jesu', heute schon eine Verfolgerin, und zwar eine Verfolgerin, mit welcher verglichen das arme blinde Heidentum als ein kläglicher Blinder und Stümper, als ein wahrer Böhse im Verfolgungsgeschäft erdicht. Die Kirche hätte alle, welche so unglücklich waren, von ihrem alleinigmachenden Dogma abzuweichen, und wäre es nur um Haarsbreite gewesen, verzehren, stellen mögen, vor lauter 'Liebe' natürlich. Sie war ja eine so zärtliche Mutter! Wenn sie ihre Kinder dermaßen liebebrünstig an ihren Busen drückte, daß dieselben zerquetscht wurden, so waren die Zerquetschten selber schuld daran; denn warum hatten sie kein stärkeres dogmatisches Anhängergelüst?

Das heilige Amt ('sanctum officium') oder die heilige Inquisition ('sancta inquisitio') könnten profanen Augen als Heilige erscheinen, welche zu den sogenannten 'wunderlichen' gehören. Dem 'erweckten' Sinne dagegen ist es klar, daß die Inquisition eine regelrechte, sozusagen ordnungsmäßige Heilige, vom 'Statthalter Christi' mit belagter 'Braut Christi' in aller Ordnung erzeugt, in Rom geboren, von ihrem Vater, Papst Innocenz dem Dritten, zuerst in ein südfranzösisches

Pensionat geschickt, wo sie den richtigen Schick und Schicksal erhielt, sodann aber auf spanischem Boden zu ihrer vollen Schönheit, Feinheit und Heiligkeit aufblüht und vollgereift. Dieses ihr herrliches Gebeihen verdankte sie vor allem dem preiswürdig sorgfältigen Pflege und Verpflegung, welche ihr der hochwürdigste Großinquisitor Torquemada angedeihen ließ. Man könnte sagen, er habe sein Pflegekind mit Menschenfleisch förmlich genudelt, falls Ketzer Menschen wären, was sie befanntlich nicht sind.

Aber steht denn nicht geschrieben: Die Kirche leckt nicht nach Blut (ecclesia non sinit sanguinem)? — Freilich! — Allein was steht nicht alles geschrieben! Alles mögliche und unmögliche: z. B.

„Liebet eure Feinde!“ und anderer lieblicher Wind, aus dem ungeheuren Blasbalg menschlicher Selbsttäuschung Exnorgeprecht. Doch

wahrsagt werden, daß die Kirche wirklich kein Blut vermag. Sie wollte sich die Hände nicht beschmutzen: es nimmt sich übel aus, beim Beten blutige Hände zu haben, beim Beten zum Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit. Die Kirche befehlt nur, Blut zu vergießen, reichlich wie Wasserströme; sie befehlt nur, die dreimal vermalteiden Keger und Hexen zu martern und „einzuäschern“. Sie hatte ja einen dienstwilligen Familiar, Holternecht, Henker und Brandmeister mit hunderttausend Armen, und der hieß Staat. Wozu wäre ein solches Geschöpf überhaupt vorhanden und gut als dazu, der heiligen Mutter Kirche und ihrer Lieblingstochter Inquisition als diensteiferer Knecht und Büttel zu dienen? Zwar hat die nicht genug zu verfluchende moderne Kultur dieses einzig zulässige Verhältnis zwischen Kirche und Staat, diese „göttliche Ordnung“ vielfach getrübt, gestört und geschwächt; allein seit dem nicht genug zu preisenden Jahr der „Umkehr“ (1849) hat die besagte „göttliche Ordnung“ mehr und mehr sich wiederhergestellt . . .“

„Zu Valladolid wurde im Jahre 1420

in einer Hidalgo-Familie ein Knabe geboren, Thomas de Torquemada, in welchem sich die dämonische Macht des Bösen in ihrer religiösen Erscheinungsform ein Werkzeug von schärfster Schneidigkeit schuf. Von Zeit zu Zeit müssen die Geschichte beweist es, solche Aderlässe großen Stils auftreten: sonst wird die Menschheit zu üppig und mutwillig. Aus der Wüsterdummheit werden die Storioungelichten gestochen, womit die Wüsterdummheit gezüchtet wird.

Thomas de Torquemada wuchs zum fleischgewordenen Fanatismus auf. Er ging als Jüngling unter die Dominikaner, also in die rechte Schule, um den in ihn gelegten Glaubenstrieb zu entwickeln, bis zu einem Grade zu entwickeln, daß seine ganze Persönlichkeit bis in alle Nervenfasern hinein davon gesättigt und durchdrungen war.

Es hat vielleicht nie einen religiöseren Menschen gegeben als diesen. Vom Dämon der frommen Wut völlig belesen, gab er sich demselben widerstandslos hin. Nie vielleicht hat sich die religiöse Grausamkeit so stahlhart in einem Manne fixiert, wie sie in diesem Fanatiker sich fixierte, der allen menschlichen Regungen — es sind damit die Regungen des Mitgefühls und Mitleids gemeint — durchaus unzugänglich war. Unter seiner Schädeldede brannte die Fackel des Eifers für das Reich Gottes, in seiner Brust trug er ein Herz von Stein. Solche Brandköpfe und Steinerzen sind wie eigens geschaffen, ihren Mitmenschen dazutun, daß Leben leiden und die Erde ein Schmerzensberg oder ein Zammerthal sei.

An der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Fanatiker kann nur die Unwissenheit zweifeln. Das Dämonische ist immer ehrlich — ehrlich wie die abgeschlossene Kanonensugel. Nichts rührt, nichts erschreckt den bis zur erstarrten Fühllosigkeit gesteigerten Fanatismus, nichts hält ihn auf. Er blickt nicht rechts, nichts links; mit einer der Wollust verwandten Verzückung die Augen starr auf sein Ziel, das „Himmelreich“ gerichtet, schreitet er dahin,



alles auf seiner Bahn unerbittlich niederstampfend und durch die Blutflüssen und Tränenströme, welche er hinter sich zurückläßt, mit einem Behagen watend, als wären sie blumenduftgewürzter Maitau. Was er tut, er tut es zur Ehre Gottes'. Er ist der Streiter des Himmels, wie sollte er Strupel oder Jagen kennen? Was immer er will, der Herr will es. Er ist der Verwalter des göttlichen Zornschahes und spendet daraus mit vollen Händen. Er klagt an, foltert, verurteilt, seufzt ein, verdammt, konfisziert, verbrennt mit jener eisernen Konsequenz und unerbärlbaren Fassung, wie nur das Bewußtsein einer guten Sache, der besten Sache sie geben und bewahren kann.)

Der religiöse Wahnsinn ist aber nicht nur erbarmungslos, sondern auch — ebenfalls zur Ehre Gottes' — sehr schlau. Er ist eine abgeschlossene Kanonentugend, welche rechnet. Während er blind zu rufen scheint, spekuliert er sehr fein auf die Nützlichkeitswürdigkeit der Menschen. Es ist Methode in seiner frommen Wut, seine Grausamkeit arbeitet systematisch: Man weiß ja, daß Wahnsinnige gar nicht selten der durchdachtesten Kombinationen des Hasses fähig sind.

Alle die angebeuteten Charaktermerkmale eines Fanatikers höchster Potenz fanden sich in der Person von Thomas de Torquemada glücklich vereinigt. Er stellte einen christlichen, einen römisch-spanisch-christlichen Priester dar, wie er sein soll. Die Natur wollte das Ideal eines Inquisitors verwirklichen, sie schuf Torquemada. Jeder Zug seines Gesichtes, jeder seiner Blide, jede seiner Gebärden, jedes seiner Worte zeugte von dem heiligen Eifer für das Reich Gottes', welcher zwar nicht ihn selber, dafür aber desto mehr andere verzehrte. Es darf mit Grund vermutet werden, daß die Sinnesweise des Mannes auch seiner äußeren Erscheinung ihr Gepräge aufgestempelt haben müsse. Diebäudig, rundbäudig und ratlosig können wir uns diesen heiligen Wüterich gar nicht vorstellen. Nichts lag ihm ferner als die Hingabe an jene kleinen, mitunter wohl auch etwas größeren Zerstreutheiten, denen zufolge, mit Rabelais zu reden, die Horasheger, Bigliendürker und Meßhabäumer die mönchszehende Welt mit jungen Mönchen bemöngeln, so aber zumeist weder die Platten noch die Kutten ihrer heiligen Väter tragen'. Torquemada war ein tugendhafter Mann. Sein Geschäft, den So-

den Spaniens und, wo möglich, den ganzen Erdboden von dem Unkraut der Ketzeret reinzubrennen, ließ ihn auch gar keine Zeit, sich mit den Eitelkeiten dieser Welt' zu befassen. Er war — so denken wir uns ihn — ein langer, hagere, etwas vornüber gebeugter Mensch mit einem gewaltigen Schädel, der sich von oben nach unten stark, auffallend verjüngt. Die Stirne ist in der Mitte etwas eingedrückt, hat aber hochgewölbte Schläfen; sie erinnert an die Stirne eines Tigers. Das Rinn spigt sich zu wie eine Fuchschnauze und verbunden mit der langen, scharfkantigen Schnüffelnafe bringt es den Eindruck der List hervor. Die Augen sind groß, überhangen von starken, über der Nasenwurzel finster zusammengezogenen Brauen, halbgeschlossen durch weit herabfallende Lider, unter welchen herort ein Blick schießt, der Scheiterhausen in Brand setzen zu wollen und zu können scheint. Der Mund ist dünnlippig und festgeschlossen; er drückt unbeuglame Energie aus und man glaubt ihn murmeln zu hören: *Lasciate ogni speranza.*' (D. h. laßt alle Hoffnung fahren.)

Zu Anfang des Jahres 1482 war Torquemada Prior des Dominikanerflosters zu Segovia. Am 11. Februar wurde er mittels eines päpstlichen Breve zum Inquisitor ernannt. Er nahm selbstverständlich die Berufung an und amtegte so über die Maßen heilig und herrlich, daß ihn Papst Sixtus der Vierte im Einverständniss mit den katholischen Majestäten' (d. h. König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von Kastilien), im August und Oktober von 1483 auf den Thronstuhl des neugeschaffenen Großinquisitors von Kastilien und Aragonien, d. h. von Spanien berief.

Daß ein würdigerer Inhaber dieses Thronstuhls, welcher, mit der heiligen Inquisition zu sprechen, über die sämmtlichen anderweitigen Tribunale ebenso erhaben war wie der Thronstuhl Gottes über die Throne der Könige', unmöglich zu finden gewesen wäre, ist allgemein anerkannt . . .

„Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Kastilien am 19. Oktober von 1469 wurde, wie die nationale Einheit Spaniens hergestellt, so auch der Untergang Moristos besiegelt. Die katholischen Majestäten' führten mit der ganzen Kraft des christlichen Spaniens jenen Krieg um Granada, welcher das letzte islamische Reich auf spanischem Boden niederwarf. Am 2. Januar von 1492 zogen Ferdinand und Isabella triumphirend in die Alhambra ein und am selbigen Tage schickte der arme Boabdil el

*) Daher haben die Menschen der ihren Worten auch stets ein gutes Gemüth. Das dießes Gemüth aber feindselig Gottes Stimme ist, hat Franz Dr. Rudenborff in der Abhandlung „Zwei Zerstörer und ihre Folgen" in dem Buchlein „Wahn und seine Wirkung" nachgewiesen.

Chico, der letzte spanische Mohrenkönig, von einer Felsöhöhe der Apujarras herab der entzündenden Vega von Granada den letzten Abschiedsrufer zu — (el ultimo sospiro del Moro' heißt noch jetzt die Stelle).

Die spezifisch spanische Inquisition ist jedoch älter als dieser Triumph der katholischen Waffen. Sie entwickelte sich aus der heiligen, alten Inquisition, welche schon zur Zeit, als sie in Südfrankreich die Abjurer vor Liebe fraß, auch in Spanien bereitwillige Aufnahme gefunden hatte und insbesondere in Aragonien zu erbaulicher Tätigkeit gelangt war. Sie hatte in der Tat so gründlich gearbeitet, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Kegerstoff ihr zu mangeln begann. Nun aber sollte ihr neuer zugeführt werden, und zwar so massenhaft, daß sie, um der ihr gestellten Aufgabe alleseitig gerecht werden zu können, sich gleichsam verjüngen mußte, um mit jugendlich frischer Kraft arbeiten zu können . . .

„Nachdem die öffentliche Meinung, welche allzeit und allenthalben in 99 Fällen von 100 für den Unfinn und gegen die Vernunft Partei ergriffen hat, ergriffen und ergreifen wird, mit Lügenwind gehörig aufgeblasen war, stieß zunächst der Dominikanerprior Alonso de Ojeda in Sevilla mit Macht ins Bodshorn des heiligen Jeters und schlug Monsignore Franco, päpstlicher Nuntius am spanischen Hofe, nachdrücklich die heilige Baule der Religionsgefahr. Das Reich Gottes mußte um jeden Preis gerettet werden, erklärten die hochwürdigen Männer, und die ein-

zige zuverlässige Ketterin wäre die heilige Inquisition. König Ferdinand, dessen Staatskunst durch das unbequeme Ding, welches man Gewissen nennt, niemals behelligt wurde, spitzte wohlgefällig die Ohren. Ihm klangen lodend darin die Gold- und Silberlinge, welche die bekanntlich mit Vermögenseinzug verbundenen Prozeduren des Glaubensgerichts in seine ewig leere Kasse leiten mußten, und er stand daher seinen Augenblick an, seine königliche Zustimmung zu geben, daß das heilige Offiz seine Tätigkeit beginne. Was die bessere Hälfte der katholischen Majestäten, die Königin Isabella, anging, so regten sich in ihr Gefühle der Menschlichkeit gegen die Einführung der Inquisition. Sie war, wie jedermann weiß, eine ausgezeichnete Frau, vielleicht die bedeutendste ihres Jahrhunderts; aber sie war eine Frau und noch dazu eine Spanierin ihrer Zeit; das will nach heutiger Anschauung sagen: eine vollendete Pfaffenklavin, welche leicht zu überreden war, das, was ihr strupelloser Gemahl für ein gewinnreiches Finanzgeschäft ansah, ihrerseits aufrichtig für ein hochverdienstliches frommes Werk anzusehen, welches zugelassen werden mühte zur größten Ehre Gottes. König Ferdinand war ein Politiker aus der Schule der weltlichen Praktiker. Königin Isabella war eine tadellos fromme Christin. War doch in ihren Mädchenjahren der jetzige Prior von Santa Cruz in Segovia, Thomas de Torquemada, ihr Beichtvater gewesen und hatte die Saiten der Seele Isabellas auf die Tonart seines Glaubenseifers ge-



Der Kirche gültiges Angeficht, man säh es so gern, man findet es nicht!

stimmt. Der tüchtigste Geschichtsforscher, welchen Spanien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, Geronymo Zurita, meldet in seinen „Annalen“ (VI, 323), Torquemada habe damals von der jungen Infantin das Versprechen verlangt und erhalten, daß sie, so sie jemals auf den Thron von Kastilien gelange — (ihr Bruder, König Heinrich, war dazumal noch am Leben) — „zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens der Ausrottung der Ketzerei sich widmen wolle und würde“.

Man führte jetzt der Königin dieses ihr Versprechen zu Gemüte und machte damit die Regungen des Werbes vor der Stimme der Pflicht einer Christin verstummen. Isabella stimmte bei, daß der Papst um eine Bulle angegangen werde, kraft welcher das heilige Offizium in Kastilien eingeführt werden sollte. Der heilige Vater, Sixtus der Vierte, welcher ganz wohl wußte, daß dabei auch für ihn ein ganz hübscher Geldgewinn mitabfallen müßte, bewilligte, mittels seiner Bulle vom 1. November 1478 dem Ansuchen des spanischen Hofes zu entsprechen, und so war denn die Inquisition, magen sie in Aragon schon zuvor bestanden hatte, im ganzen christlichen Spanien eingeführt. Indessen begann sie ihr heiliges Geschäft erst im Jahre 1480, weil Königin Isabella diesen Aufschub verlangt und durchgesetzt hatte, um vorerst noch die Mittel freundlicher Ermahnung und friedlicher Überzeugung zu erproben. Man sieht, die gute Königin konnte doch nicht mit einmal vergehen gemacht werden, daß sie eine Frau. Vielleicht kam ihr auch zu Sinne, daß der Elfter des Christentums doch eigentlich nirgends gelehrt und befohlen hätte, man sollte die nicht an ihn Glaubenden erwürgen oder lebendig verbrennen.¹⁾ Allein auch dieses letzte schwache Widerstreben Isabellas wurde gebrochen und sie ließ sich durch eine Kommission von Priestern, welcher der oben genannte Prior Ojeda vorsah, überzeugen, alle friedlichen und freundlichen Versuche, die verstockten Juden zu aufrichtigen und handhaften Christen zu machen, wären kläglich gescheitert und es bliebe daher nichts übrig, als die Inquisition ihre heilige Arbeit beginnen zu lassen. So begann denn das heilige Offizium mit Neujahr 1481 für das Reich Gottes zu streiten. Zuvörderst in Sevilla, wo das Glaubenstribunal im Kloster Sankt Paul seinen Sitz aufschlug. Seine erste Amtshandlung war ein Erlaß, kraft dessen jedermann aufgefordert wurde, dem Gerichte zur Ausfrei-

fung und Inanfragestellung aller behilflich zu sein, welche der Ketzerei verdächtig seien oder schienen, wobei ausdrücklich zu beachten wäre, daß auch anonyme Anzeigen angenommen würden. In Sachen der Glaubensrettung gibt es ja kein Mittel, das der Zweck nicht heiligte. Der große Staatssekretär von Florenz hat bekanntlich gesagt, Moral und Politik hätten nichts miteinander zu tun, in der Politik gäbe es keine Sittlichkeit und könnte es keine geben, und er sagte das nur von der weltlichen Politik, weil er es von der geistlichen ausdrücklich so sagen für völlig überflüssig erachtete konnte und mußte. Das heilige Offizium von Sevilla arbeitete mit schönstem Erfolge. Am 2. Januar 1481 begann es, wie gesagt, zu amten und schon am 6. Januar hatte es die Genugthuung, einen ersten „Glaubensakt“ (auto da fé) ausführen lassen zu können, sechs überführte Ketzer auf den Scheiterhaufen befördernd. Im März expedierte es deren bereits 17 und bis zum 4. November waren schon 289 „zur Ehre Gottes“ abgeschlachtet. Im Kloster Sankt Paul war bald kein genügender Raum mehr für die lawinenartig sich vergrößernde Tätigkeit des Tribunals. Es mußte daher seinen Sitz in das weitläufige Schloß Triana verlegen, welches in einer Vorstadt sich erhob, die Aufschrift „Sanctum inquisitionis officium“ erhielt und die Hauptburg der spanischen Inquisition wurde und blieb. Im übrigen beschränkte sich die Kegerausrottung nicht etwa auf die Hauptstadt von Andalusien. Überall im Lande waren Filialtribunale tätig, so tätig, daß binnen des einen Jahres 1481 auf spanischem Boden einer sehr wahrscheinlichen Schätzung zufolge 2000 Ketzer lebendig verbrannt, 17 000 dagegen „verjöhnt“ worden sind, d. h. zu lebenswierigem Kerker, zur Einbuße ihres Vermögens, zu bürgerlichem Tod oder geringeren Strafen verurteilt . . .“

„Nachdem, wie oben gemeldet, Torquemada zum Großinquisitor bestellt war, ließ der Widerstand der Spanier gegen das heilige Amt nicht plötzlich, aber doch allmählich nach. Die dämonische Energie des Großinquisitors wußte alle Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des erwähnten Staates über die spanischen Städte und Provinzen entgegenstellten, niederzuschlagen. Er ging mit Methode vor, er organisierte den Fanatismus und brachte die Grausamkeit in ein System. Die französischen Schreckensmänner von 1793 (der jüdisch-freimaurerischen Revolution) haben ihm lange nicht alles abgesehen. Zu Ende des Jahres 1484 berief er seine Inquisitoren zu einer Generalversammlung nach Sevilla und ließ durch

¹⁾ Dies ist allerdings ein Tertium Seditur. Vol. 3. B. Aufsatz 12, 48/52; 13, 27; Aufsatz 10, 34/36.

ße die 28 Artikel der 'Instruktionen' des heiligen Amtes dekretieren. Und er tat noch mehr: er mußte seine Landsleute so ganz mit torquemadachem Christentum zu erfüllen, daß sie ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ebenfalls inquisitorisch gestimmt und gesinnt wurden. Der Abscheu, womit die Spanier zuerst auf das heilige Offiz als auf ein Unglück für ihr Land geblickt hatten, verwandelte sich in Ehrfurcht und Bewunderung. Ja, es gehörte bald zum spanischen Nationalstolz, ein so heiliges Institut zu besitzen. Als 'Familiar' demselben dienen zu dürfen, rechneten sich die Leute aus der Menge zum höchsten Verdienst an und betrachteten die stolzeiten Granden als eine hohe Ehre. Könige und Königinnen, Infanten und Infantinnen atmeten, den 'Glaubenshandlungen' anwohnend, mit gläubiger Inbrunst den schrecklichen Dampf gebratenen Keherfleisches ein. Die Inquisition bedingte und bestimmte alles in betreff des religiösen und staatlichen wie des privaten, intellektuellen und sozialen Lebens. Sie war nahezu zwei Jahrhunderte lang nicht nur der beherrschende Mittelpunkt Spaniens, nein, sie war vielmehr Spanien selbst . . .

„Der erste Großinquisitor, Thomas de Torquemada, ist am 16. September von 1498 friedlich in seinem Bette gestorben, sanft und selig im Herrn entschlafen'. Ihn kümmerte und reute auf seinem Sterbelager sicherlich nur das Eine, daß ihm nicht gegönnt war, noch fürder zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Wie war die Hippe des Winters scharfschneidend gewesen, wie hatten seine orthodoxen Füße die Frühe der Kehertrauben in die Ruhe gestampft, daß der rote Saft stromweise niederfloß.

Torquemada war ein Prinzipmann comme il faut und zugleich ein Mann der

Praxis, ein Dämon und zugleich ein Rechner. Er raute und kalkulerte mitten im ärgsten Kalen. Niemals hat ein Mensch die religiöse Idee voller, ehrlicher und logischer als er zur Verwirklichung gebracht. Er ging auf in seinem Werke, er war identisch mit seinem Tun, er war der infarnirte Inquisitionsgedanke. Und wie wußte er mit dem dämonischen Glutodem seines Eifers die sämtlichen von ihm organisierten und geleiteten 13 Inquisitiontribunale Spaniens zu durchdringen. So, fürwahr, daß man hätte glauben können, der Großinquisitor müßte sich verdreizehnfach haben.

Wenn er sterbend auf die Arbeit seines Lebens zurücksah, mußte er einige Genugtuung empfinden. Während seines Großinquisitorats sind ja Florentes Berechnung zufolge (I, 272 fg.) verbrannt worden 10 220 Keher, im Bilde (d. h. nach ihrem Tode oder abwesend) verbrannt 6860, zu mit Vermögenskonfiskation verbundenen Körper- und Kerkerstrafen verurteilt 97 321. Ja, selbst ein Torquemada konnte mit diesem Ergebnis frommer Tätigkeit zufrieden sein.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Inquisition mittels Verbrennung, Verkterung, Verbannung und Vertreibung das Land um mehr als ein Drittel seiner intelligentesten, gebildetsten, fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner gebracht, ja, daß sie geradezu die materielle und intellektuelle Kultur, die sittliche Kraft und die politische Macht Spaniens gebrochen und vernichtet hat. Allein diese Tatsache der profanen Geschichte kann nur leicht oder auch gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Tatsache der heiligen Geschichte, daß in Spanien unmittelbar und in Europa mittelbar das Reich Gottes' gerettet worden ist durch das heilige Offiz."



„Ach Gott, wie hoch bin ich gestiegen!
Wie seh' ich nun die sünd'ge Welt so recht verächtlich mit zu Füßen liegen.

Die Zerstörung einer Legende

Geiseric, König der Wandalen

von Adolf Günther

ist der Titel eines interessanten und — mit der nötigen Kritik gelesen — historisch wertvollen Buches des Professors E. J. Gautier, von der Universität Algier (1934, Societätsverlag, Frankfurt/Main, herausgegeben von Jörg Lehler).

E. J. Gautier wird der großen Persönlichkeit Geiseric's durchaus gerecht, trotzdem er alles durch die christkatholische Brille sieht und die Zerstörung der afrikanisch-katholischen Kirche, des Lebensinhaltes des heiligen Augustinus, durch den feyerischen Arianer nicht verwinden kann. Er kommt zum Schluß (S. 365) zu der Feststellung,

„eine zu starke Persönlichkeit stört unter Umständen die normale Entwicklung. Für Afrika und Geiseric hat diese Überlegung eine große Berechtigung. Und von diesem Gesichtspunkt aus könnte man bedauern, daß es einen Geiseric gegeben hat, eben darum, weil er wirklich groß war.“

Gautier ist sogar objektiv genug, das Folgende auszusprechen:

S. 325: „Man hat gemeint, die Einnahme von Rom durch Geiseric hätte viel dazu beigetragen, den Ruf der Wandalen als Zerstörer zu begründen. Wir werden sehen, daß Geiseric Rom nicht zerstört hat, ebensowenig wie das Atarich vor ihm tat. Erst viel später ist Rom durch den endlosen und erbitterten Krieg zwischen den Ostgoten und den Generalen des Justinian vernichtet worden.“

Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß alle zeitgenössischen Chronisten die Wandalen mit Beschimpfungen überschüttet haben. Es ist aber unschwer zu erkennen, daß diese Beschimpfungen der Ausbruch des Hasses der katholischen Priesterschaft gegen die Arianer sind.“

Bei Beurteilung der Charaktereigenschaften der Wandalen im Allgemeinen ist er nicht immer unparteiisch und logisch. Zwar weist er auch auf den Ausspruch des Bischofs Salvianus zu Marcellus hin, der in seinem Buche „De gubernatione Dei“ lib. VII im Jahre 450 n. Chr. sagte:

„Es gibt keine Tugend, in der wir Römer die Wandalen übertreffen. Wir verachten sie als Keher und doch übertreffen sie uns an Gottesfürcht. Gott führt die Wandalen über uns, um die unglücklichsten Völker durch die sitten-

reinsten zu züchtigen. Wo Goten herrschen, ist niemand unzüchtig außer den Römern, wo aber Wandalen herrschen, sind selbst die Römer keusch geworden.“

Er kann aber nicht verstehen, daß es germanische Art ist, den unsozialen Kapitalismus zugunsten des eigenen Subjets zu schröpfen, den Werte schaffenden Bauern aber zu schonen. Obwohl er die Tatsache an sich zugeben muß, schiebt er den Wandalen auch hier Habgier und Erpressung als Motiv unter. Er schreibt folgendes:

S. 161. „Er (der römische Bauer in Nordafrika) wechselt einfach den Herrn. Und es steht ganz so aus, als würde der neue Herr, der Wandalen, weniger anspruchsvoll und lästiger als der frühere römische Herr sein. Nicht als ob er weniger habgierig oder humaner wäre. Der Wandalen hat ganz gewiß die Absicht, aus Afrika an Steuern und Zins herauszuholen, was er kann. Aber er weiß nicht, wie er es anfangen soll; er ist anfangs wenigstens nicht gerüllet, um die Lage voll und ganz auszunutzen zu können. Er vermag sich die Feinheiten der römischen Gesetzgebung aus Trägheit, aus Mangel an Eifer und überhaupt seinem ganzen Charakter nach nicht im Handumdrehen anzueignen. Seine Herrschaft bringt dem Kolonen eher eine Erleichterung als eine Erschwerung der Lasten. . . . Salvianus beschreibet (de gub. Dei VII, 71) in fürchterlichen Ausdrücken die Maßlosigkeit des Fiskus und fügt hinzu: „Die zum Außersten getriebenen armen Leute wünschten geradezu die Ankunft des Feindes, sie flehten Gott an, ihnen die Barbaren*) zu senden.“

„Ja so ist es. Die Eroberung durch die Wandalen ist unbestreitbar für die Interessen der Kolonen, des kleinen

*) Winkler bekannt dürfte die Feststellung des Servatius des Jörg Lehler über den Ursprung des Wortes „Barbaren“ sein: Von Griechen und Römern wurden alle Völkervölker, die nicht dem antiken Kulturkreis angehörten, mit Barbaren bezeichnet. Der Ausdruck hat nichts mit Unkultur oder mit Unm, wie er in der Regel verstanden wird. Erstmalig verwendeten die Bezeichnung Barbaren die Babylonier und Assyrer, die damit die nordischen, europäischen Cimabaren, Arianer meinten. Die heilige Schrift nannten sich Edome des Habbat, des Sonnengottes; Barbaren sind also Anhänger der Sonneneigenen.

Mannes, eher gütig; jedenfalls ist sie für ihn nicht bedrohlich."

Von ganz besonderem Interesse für uns sind aber die das damalige Christentum betreffenden Stellen. Der arabische Historiker Ibn Khalbun sagt einmal „Vergangenheit und Zukunft gleichen einander wie zwei Tropfen Wasser." Mag es fraglich sein, ob das unter allen Umständen der Fall ist — für das Christentum trifft es wegen des sein Wesen und seinen Kern ausmachenden, nicht abwandebaren Offenbarungsdogmas unbedingt zu. Auch Prof. Gautier ist dieser Ansicht. Er verwirft den Arianismus als nicht christlich, verteidigt die katholische Lehre und kommt trotzdem, wie wir sehen werden, zu einem durchaus richtigen Schlusurteil über das Christentum. Er lobt die römischen Kaiser, die sich laudabiliter unterwarfen:

S. 58. „Gegen Ende des 3. Jahrhunderts hat es eine ganze Reihe großer kaiserlicher Kaiser gegeben, von denen Diokletian nur der berühmteste ist. Sie haben das oströmische Reich errichtet und noch auf zwei Jahrhunderte die römische Kultur gerettet; eine unermessliche Wohltat; sie haben dem Christentum Zeit gegeben, sich zu entsalten."

Im Gegensatz dazu bekommen die Ostgermanen wegen ihres Arianismus eine schlechtere Note:

S. 88/92. „Die Westgoten sahen . . . zwischen Don und Dniepr . . . sie standen schon so viele Jahrhunderte lang in engen Beziehungen zu Griechenland . . . Es ist natürlich, daß eine solche Lage die geistige Entwicklung der Westgoten zum Reifen brachte. Und ganz gewiß haben sie unter allen Barbarenstämmen eine ganz eigenartige geistige Tat vollbracht, sie haben dem ganzen Blut der Ostgermanen, einschließlich der Wandalen, den Arianismus gegeben, eine Tat, die unermessliche Folgen gehabt hat."

Der Apostel der Goten war Ulfilas. . . . Zu Lebzeiten des Ulfilas war die christliche Glaubenslehre noch nicht durch Konzilien festgelegt, und die Irrlehre des Arius stand im ganzen Osten in hoher Gunst. Mit einem Schlag sicherte die Bibel des Ulfilas dem Arianismus, und nicht der rechtsgläubigen Kirchenlehre, bei den Ostgermanen endgültig den Boden . . .

L. Duchesne (Histoire Ancienne de l'Eglise) II p. 128 sagt das arianische System in wenig Worten folgendermaßen zusammen:

„Gott ist nur einer, ewig, unerschaffen. Alle seine Wesen sind Geschöpfe.

an erster Stelle der Logos. Wie alle anderen Geschöpfe ward er aus dem Nichts gezeugt und nicht aus der göttlichen Substanz; es gab eine Zeit, da er nicht war, er ist geschaffen worden, aber freiwillig, nicht notwendig. Gottes Geschöpf, ist er der Schöpfer aller anderen Wesen und dieses Verhältnis rechtfertigt nicht den Namen Gottes, der ihm fälschlich beigelegt wird. Gott hat ihn an Sohnes Statt angenommen, in Vorausicht seiner Verdienste. . . . Aus dieser angenommenen Kindchaft folgert keinerlei wirkliche Teilhafigkeit an der Göttlichkeit, keinerlei wahre Ähnlichkeit mit ihr. Gott kann nicht keinesgleichen haben. Der heilige Geist ist das erste Geschöpf des Logos; er ist noch weniger Gott als er selber. Der Logos ist Fleisch geworden, in dem Sinne, daß er in Jesus Christus die Funktionen der Seele erfüllt."

Es ist die Frage der Homousie, der Wesensgleichheit von Vater und Sohn. Diese Spitzfindigkeiten der byzantinischen Theologie ärgern uns Abendländer, und wir lächeln sie von uns. Wenn es sich indessen darum handelt, die Macht zu begreifen, die diese Sophistereien auf die Vorstellung der Menschen ausgeübt haben, so könnte es interessant sein, die Formel einmal zu vereinfachen.

Nehmen wir einmal an, der Arianismus hätte gesagt, was wäre aus ihm geworden? Nicht das Christentum offenbar; ein Christentum, das auf der Regierung Christi beruht, ist nicht gut denkbar. Ich stelle mir vor, der Arianismus würde den Islam vorweggenommen haben. La ilah il' Allah, einzig Gott ist Gott, das eben ist die Formel des Arius. Der Stein des Anstoßes zwischen Islam und Christentum ist das Dogma von der Dreieinigkeit: für die Muselmanen sind wir Menschen, die Gott Teilhaber geben. Das Wesen des Arianismus besteht aber auch gerade darin, diese Teilhaberschaft zurückzuweisen.

Die Auffassung Gottes als des Einen hat etwas Schroffes und Absolutes, man muß wohl annehmen, daß dieses ein tiefes, verborgenes Bedürfnis im religiösen Gefühl der Orientalen gewesen ist, da es, unausstößbar, auf die Dauer nicht zu unterdrücken war und schließlich endgültig zur Entfaltung des Islam geführt hat.

Die Ostgermanen waren von einem [spezifisch orientalisches] religiösen Gefühl

durchdrungen, als sie aufbrachen zu ihrem großartigen, phantastischen Eroberungszug durch jene Länder des Westens, wo ihre zukünftigen Untertanen gerade von den entgegengesetzten religiösen Vorstellungen beseelt waren.“

S. 163 „Von dem, was einstmal's Kunst, Wissenschaft und Literatur der griechisch-römischen Kultur war, ist natürlich nichts mehr übrig geblieben.“ glaubt Gautier feststellen zu können. Er fährt fort:

„Das ganze geistige Leben steht im Christentum; da aber ist es intensio, leidenschaftlich, zuweilen genial und hat eine unübersehbare Kraft. Wird Geislerich hier auf einen so starken Widerstand stoßen, daß er sein ganzes Unternehmen gefährdet?“

Es gibt keine Provinz im römischen Reich zu jener Zeit, in der man sich so leicht in die Gefühle eines geistig gebildeten Christen versetzen konnte, wie gerade in Afrika. Denn nirgendwo findet man eine Gestalt, die sich mit dem heiligen Augustinus, der die Kirche Afrikas beherrschte, vergleichen ließe. Er ist der Geistesriese seiner Zeit, und er ist eben Afrikaner, nicht nur von Geburt, sondern auch seinem ganzen Lebensgang nach.

Seine Gestalt steht in schroffem Gegensatz zu der des Geislerich; in der Tiefe des Unbewußten sind diese beiden Männer, wahrscheinlich ohne es zu ahnen, aufeinandergeprallt. Wenn jemand überhaupt fähig gewesen wäre, den König der Wandalen aufzuhalten, es hätte einzig der hl. Augustinus sein können.

Wir kennen die Empfindungen Augustins zu dem Zeitpunkt, da Geislerich in der Meerenge von Gibraltar aufsteigt, sehr gut. Er ahnt nichts von dem Gewittersturm, der sein Wert zerstören wird. Er begreift nichts, er hat kein Vorgefühl.“

Wo bleibt da der Geistesriese? Augustin hat auch ein „mertzwürdiges“ Vorgefühl in folgendem:

S. 165/66. „Die Radikalen der römischen Gesellschaft, die christlichen Intellektuellen, hatten über die Zukunft ihre eigenen Ansichten. Es handelt sich um Gottesoffenbarung. Die Christen stehen in unmittelbarer Erwartung des Weltuntergangs und des Jüngsten Gerichts, entsprechend dem, was unsere modernen Radikalen, die „Racht der langen Messer“ nennen . . .“

Für die Christen kann das sündenbeladene römische Reich, das seinem

Ende nahe ist, keinen anderen Nachfolger als Gott haben, der auf den Wolken thronend das Reich der ewigen Gerechtigkeit einweilt. Sie hatten den Einfall der Wandalen loszusagen vor Augen, aber sie sahen ihn nicht. Sie sahen darin nur die an sich unbedeutenden Vorboten des unausweichlichen, heiß ersehnten nahen großen Tages; das einzige, worauf es ankam: dies irae, dies illa solvet saeculum in favilla (jener Tag der Rache löst das Säkulum in Rauch und Asche auf).

Eine im wesentlichen mythische Geschichtsauffassung spukte schon lange in ihrer Vorstellung: Das goldene Zeitalter, das Silberne, das eiserne und schließlich das eiserne Zeitalter. Weil das römische Reich das eiserne Zeitalter verkörperte, konnte danach nichts mehr kommen, da ja das eiserne Zeitalter das letzte war.

Der heilige Augustinus hat dieses alte Weltbild selber wieder aufgegeben und es in einer seiner Schriften, durch sein Talent verklärt, entwidelte; er hat ihm seine augustiniische Form gegeben, die eine große Auswirkung hatte. Augustinus teilt die Geschichte in sechs Zeitalter. Das sechste hat mit der Ankunft Christi begonnen; bald würde es zu gleicher Zeit wie das Imperium mit der Ankunft des Antichrist und dem Weltuntergang zu Ende gehen. Als 410 bei der Einnahme von Rom durch Alarich die römische Welt von Entsetzen erfüllt war, tröstet Augustinus seine Schäflein, indem er sie an die Worte des Apostels erinnert: Der Herr ist nahe, forget nichts (Philipp. IV 5/6).

Augustinus ist vorsichtigen und ausgeglicheneren Geistes. Er weist die genauen Voraussetzungen derjenigen zurück, die den „Tag des Herrn“ in „70 Wochen“ erwarten. Wir wissen nicht, ob der Tag fern oder nah ist. Gewiß ist nur, daß „die letzten Zeiten gekommen sind.“ . . .

Wir wissen heute, daß Geislerich die endgültige Vernichtung für die afrikanische Kirche, d. h. für das ganze Werk des heiligen Augustinus bedeutete. Zweifellos konnte Augustinus einen solchen blasphemischen Gedanken nicht fassen. . . .

Wannviel Vorgefühl, Ausgeglichenheit und Geistesriesenschaft läßt eine derartige Auffassung dieses heiligen Mannes allerdings nicht erkennen.

Werfen die bisherigen Auszüge Schlaglichter auf das Fühlen und Denken der

Christenweist des 5. Jahrhunderts, so geben die nachfolgenden Zellen gründlegende, heute und für die ganze Lebensdauer des Christentums gültige Charakteristika wieder:

S. 167. „Das Christentum verabscheute in den ersten Jahrhunderten die Macht, die in den Händen seiner Feinde lag. Es war dem Staate und der Armee feindlich gesinnt, sonst wären die Verfolgungen ja auch unerklärlich.

Der Christ, sagt Ferdinand Lot, ist von Natur ein schlechter Bürger. Die bürgerliche Gesellschaft, sagt Renan, konnte bei den Christen für ihr politisches Leben und ihre Verwaltungszwecke nur den „Ausstoß der Seelen“ für sich gewinnen. Der Christ, fährt Ferdinand Lot fort, war ein armseltiger Soldat, wenn er sich nicht gar dem Dienst überhaupt entzog. Gewisse Selten, z. B. die Montanisten, erklärten den Militärdienst für unvereinbar mit dem Christentum.

Ch. André Julien, ein Intellektueller unserer Zeit, legt wohlgefällig und mit großer Gelehrsamkeit die Quellenberichte und Tatsachen dar, die den Antimilitarismus des Christentums bestätigen.

Im Jahre 295 führte in Thessalien ein Veteran seinen Sohn Maximilianus zu dem Prokonsul, der mit der Eintragung in die Werbelisten beauftragt war.

Aber der junge Rekrut weigerte sich: „Ich kann nicht dienen, ich kann das Böse nicht tun, ich bin ein Christ.“ In Tigrane (am Schilff) lehnte der altgeübte Soldat Tarparius es ab, nach seiner Befehrung wieder Dienste zu nehmen: „Ich bin Christ, ich kann unter Deinem Befehl nicht kämpfen.“ Der Centurio Marcellus, der in Spanien diente, warf vor den Feldzeichen seiner Legion sein Degengehent zu Boden und rief aus: „Ich diene Jesus Christus, dem ewigen König; von heute an höre ich auf, Euren Kaisern zu dienen.“ Ebenso handelte auch der Fahnenträger Fabius in Caesarea.

Es handelt sich hier nicht einfach um irgendwelche vereinzelt Kundgebungen. Die Kirche hat Marcellus und Maximilianus heilig gesprochen und ihre Geschichte den Gläubigen vorenthalten. E. C. Sabut sagt: „Die Häupter der katholischen Kirche hatten sich zum mindesten in Afrika schließlich der radikalen These des Montanisten Tertullian angeschlossen: ein Christ wird nicht Soldat, und wenn ein Soldat Christ wird, tut er am besten, den Dienst zu ver-lassen.“

Allerdings belegt unter Konstantin das Konzil zu Arles im Jahre 314 diejenigen, die den Militärdienst verweigern, mit dem Bann. Aber gerade das ist ein Eingeständnis, die amtliche Be-



Eine bezeichnende Darstellung: „Es dämmert“ Monumentalgemälde des englischen Malers Longstaff. Walt. Badenbacher Verlag, Wien.

fälligung einer vorhandenen Weigerung.

Seit Konstantin ist das Christentum, mit einer kurzen Unterbrechung unter Julian Apostata, anerkannte Staatsreligion. So verbunden aber Kirche und Staat auch miteinander sind, sie bleiben doch zwei getrennte Organisationen. Die Kirche konnte nicht von heute auf morgen die Erinnerung an ihre Ursprung von sich abtun: diese tiefen Urgefühle, die international und antimilitaristisch sind. Der Christus des Evangeliums hat auf dem Ölberg einen Fluch ausgesprochen über den, der das Schwert nimmt. Wie könnte ein Christ mit dem Herzen dem römischen Reich angehören, da er dem Reich Gottes an-

gehört. Civitas Dei heißt eine große Schrift des hl. Augustinus."

Vor derartigen Feststellungen graut allem Anschein nach dem französischen Patrioten Gautier. In Erkenntnis der mit der Überstaatlichkeit des Christentums für jedes Volkstum verbundenen Gefahren schreibt er resigniert aber doch prophetisch:

S. 21. „Das Christentum hat in seinen Anfängen Verwandtschaft mit unserm Internationalismus und Antimilitarismus; es neigt geistig, wie unsere „Intelligenzia“, um das russische Wort zu gebrauchen, unbewußt zum Selbstmord.“
Hoffen wir in diesem Sinne das Beste!

Infanterie 1914 und heute

(Zum Gedenken an den Feldherrn des Weltkrieges General d. Inf. Erich Lubendorff)

Von Major a. D. Uhl

Am 20. Julmonds vergangenen Jahres führte sich zum ersten Male der Todestag des großen Feldherrn Lubendorff. Bei der Feier des 60. Geburtstages seiner Frau, der Schöpferin der deutschen Götterkenntnis, die er in dankbarer Anerkennung für die Arbeit ihres Lebenswerkes in dem von ihm selbst herausgegebenen letzten Werte: „Mahlilde Lubendorff, ihr Wert und Wirken“ in ritterlicher Weise ehrte, durften seine Getreuen ihm zum letzten Male ins strahlende Auge schauen. Wir konnten und wollten es damals nicht glauben, daß um das Julest dieses strahlende Licht für immer erlöschen sein sollte. Wenn auch der tiefe Schmerz über seinen Tod der stille Begleiter unserer Gedanken und Erinnerungen sein wird, so läßt das große Geschenk seiner hinterlassenen Werte und das Wissen, daß das Volk aus ihnen befreiende Kraft schöpfen wird, doch die Gewißheit aufkommen, daß es in diesen Schöpfungen unvergleichliche Werte hinterlassen bekommen hat.

Wenn das große revolutionäre Schaffen Lubendorffs zur Zeit auch nur von einem kleinen Teil deutscher Menschen begriffen wird, so weiß doch jeder, daß seine Feldherrntaten unerreicht in der Weltgeschichte dastehen und es ein Deutsches Reich ohne diese vielleicht nicht mehr gäbe. Diese Tatsache weiß niemand besser zu werten als der Frontsoldat, der über vier Jahre das unerhörte Ringen des Deutschen Volkes miterlebte und aufatmete, als es 1916 an den von den franzö-

sischen und englischen Großangriffen des Westens zerlegten Fronten hieß: Lubendorff ist bei der OHL! Und mit Recht schrieb einmal der „St.-Mann“: „Wenn das neue Reich seine Grundlagen in den unerhörten Leistungen des Deutschen Frontsoldaten im Kriege sieht, so hat an den Leistungen dieses Frontsoldatenums wohl niemand größeren Anteil als Lubendorff.“ Und nun soll bei dem heutigen Gedenken in Anbetracht des Werdens der jungen Wehrmacht, mit Hilfe deren der Führer und Reichskanzler ein Großdeutschland schaffen konnte, der Waise gedacht werden, bei welcher er selbst das große Weltgeschehen kämpfend miterlebte und aus der der Feldherr Lubendorff hervorgegangen ist. Lubendorff, der erst Neigung zur Feldartillerie hatte, wurde begeisterter Infanterist und veranlaßte auch seine Söhne, bei dieser Waffe zu dienen. Seine liebsten Jugenderinnerungen gehen auf die Zeit zurück, wo er Rekruten in Besel ausbilden durfte, eine Kompanie (7/61) in Thorn führte und an der Spitze des stolzen Füsilier-Regiments Nr. 39 stand, dessen Chef er noch im Kriege wurde. Aus dem alten Infanterie-Exerzier-Reglement spricht der Geist eines Schließens, der übrigens Kavallerist war: „Die Infanterie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer; daher winkt ihr auch der höchste Ruhm“ — ein Satz, dessen Wahrheit der Weltkrieg bestätigte und der immer wahr bleiben wird. Es gibt im Heer nur drei Stellungen, die den Soldaten stolz machen

und ihn voll befriedigen können, und das ist diejenige des Rekruten-Offiziers, des Komp.-Chefs und des Regiments-Kommandeurs. Der Feldherr sagt in seinem Werk: Mein militärischer Werdegang: „Ich hatte meinen Beruf lieb gewonnen und konnte mir keinen schöneren denken; ich konnte mich in die Gedankenwelt der Rekruten hineinversetzen, sie nach ihren Familienverhältnissen fragen und ihnen das Einleben in den neuen Beruf durch persönliches Freundlichsein erleichtern.“ Er tat so den ersten Blick in die Seele des einfachen Mannes. Obwohl als Generalstabsführer für ihn die Dauer der Dienstzeit als Komp.-Chef nur kurz war, fand er sich doch schnell der für das ganze Heer wichtigsten Einheit ab. Er hielt auf Manneszucht und scharfen Exerzierdrill und bildete sich in kurzer Zeit ein brauchbares Unteroffizierkorps in dem tadellosen Geiste des alten Heeres. Unteroffiziere und Mannschaft hatten Vertrauen zu ihrem Chef, weil sie Fürsorge spürten. Bei aller Schärfe gegen Mißstände versuchte er den Menschenstolz nicht zu gefährden und war stolz und glücklich, auf dem richtigen Wege zu sein, die Seele des Deutschen Mannes zu verstehen und seine Leistungsfähigkeit richtig einzuschätzen.

Das, was Lubendorff als junger Leutnant in Wesel und als Komp.-Chef in Thorn aufgenommen hatte, sah erst in seinem Herzen, als er nach 12 Jahren als Regiments-Kommandeur nach Düsseldorf kam. Vorher war er Chef der 2. Deutschen Abteilung im Großen Generalstab unter der Führung des im großen Krieg so unglücklich operierenden Chef des Großen Generalstabes v. Moltke gewesen und litt noch unter der Tatsache, daß er die Heeresvorlage 1912, die eine notwendige Heeresverlängerung und Durchführung des Gesetzes der allgemeinen Wehrpflicht bringen sollte, nicht nach den von ihm vertretenen Erfordernissen durchgesetzt hatte. Als Regiments-Kommandeur erzog der Oberst Lubendorff seine Bataillone und Kompanien erst recht nach den damals gültigen Ausbildungsgrundsätzen des Infanteristen und Gelechtsvorschriften, die ihn fähig machen, den Sieg und die Vernichtung des Gegners auch in den schwierigsten Lagen an seine Fahnen zu heften und durch selbständiges Handeln zu unterstützen. Die Manneszucht, die sich auf Kleinem aufbaut, war immer die Hauptsache. Sie bestand nicht in der Abtötung des Willens des einzelnen, nicht in der Herabwürdigung des Menschen zur Maschine, sondern in dem, was den Soldaten überhaupt und den Infanteristen im besonderen ausmacht, wenn er sich vor dem Feinde bewähren soll. Deshalb ging das

ganze Bestreben des Kommandeurs dahin, sein Regiment kriegsmäßig auszubilden. Und er hatte die Genugtuung, daß sich das Füsilier-Regiment 39 in dem bald ausbrechenden Krieg mit Auszeichnung schlug, und Lubendorff hatte sich mit seinen Offizieren getreu, als der Kaiser ihn unter Hervorhebung der Leistungen des Regiments à la suite desselben stellte und dann zu seinem Chef ernannte.

Wer den Bewegungsertrag in den ersten Monaten des Weltkrieges mitgemacht hat, der hatte gesehen und wußte es, daß der Deutsche Infanterist unwiderstehlich war und im Orange des Gefühls der Überlegenheit an Kraft und Ausbildung alles vor sich hertrieb, was sich ihm entgegenstellte. Die anderen Waffen, besonders die Artillerie, konnte da oft nicht mit, und so entstanden an vielen Stellen der Fronten Heldentaten wie bei Lüttich, Langemarck und später an der Marne und im Osten bei Tannenberg und an den Masurischen Seen, die beispiellos in der Kriegsgeschichte sind. Die Truppe lieferte den Beweis, daß ihre Ausbildung im Gefecht richtig war und sie die Vorschriften zeitgemäß anzuwenden verstand. Aber das heldenhafte Draufgängertum kostete auch viel Blut, oft mehr als an einzelnen Stellen nötig war. Das Unglück an der Marne und die ungenügende Vor Sorge für Kriegsgerät und Munition hatten zur Folge, daß die Fronten erstarrten. Der die Nerven zerrüttende Grabenkrieg setzte ein und brachte eine Kampfesart, die der Infanterie im Frieden wenig geübt hatte. Die Verluste waren bei voller Besetzung in den leicht erkennbaren Gräben übermäßig stark. Um sie zu verringern, durften die vorderen Linien nur dünn besetzt sein; zur Erhöhung der Kampfkraft mußte aber der Mensch durch die Maschine ersetzt werden. Deshalb lieferte die Heimat in erhöhtem Maße Waffen für den Nahkampf, wie Zielfernrohre für die Scharfschützen, Gewehrgranaten, Maschinengewehre, Minenwerfer, Flammenwerfer, Handgranaten, und die anderen Waffen halfen mit Hindernissen, Sperrfeuerzweigen, Rahtampfgeschützen, Minenkrieg. Und so entwickelte sich aus den vielen notwendig werdenden Neuerungen ein Kampfsystem des Stellungskrieges mit neuen Vorschriften für alle Waffen, die dazu dienten, der Infanterie als Hauptträger des Kampfes ihr Leben zu erleichtern und die Verluste zu verringern. Aber im Ringen mit der ständig wachsenden Zahl unserer Feinde, denen die Rüstungsindustrien der ganzen Welt zur Verfügung standen, entwickelten sich Materialschlachten bei Großangriffen, die unlerter Infanterie Riesenverluste brachten, von denen

dieserigen um Verdun und an der Somme die Schmerzlichen waren.

Da erschien gleichsam als Ketter in der Not Ludendorff in der OSE. Er ließ sich von Führern der vordersten Linien Vortrag halten und bearbeitete eine neue Vorschrift, nach der das Verteidigungssystem nach der Tiefe getretdt werden mußte. So entstand „die Abwehrschlacht“. Gemäß dieser waren im Gegensatz zu den bisherigen starren und leicht erkennbaren Stellungen die vorderen Linien nur leicht auszubauen und schwach zu besetzen und im übrigen blieb ein tiefgelegiertes Abwehr-Kampffeld zu schaffen, in welchem der Kampf in lockeren Formen beweglich zu führen war. Der Infanterist konnte sich nun sagen: Hier stehe und falle ich; aber er hatte auch das Recht, nach allen Richtungen dem übermächtigen Feuer auszuweichen. Im Gegenstoß sollte die verlorengegangene Stellung wieder gewonnen werden. Die Schützengruppe wurde ausgesprochen die Einheit im Gefechtsaufbau der Infanterie, und ihr Führer gewann erheblich an Bedeutung. Ja, auch die einzelnen Mannschaften der vorderen Linien, die Bedienung der leichten und schweren Maschinengewehre mußten Kerle von hoher Manneszucht sein, denn von ihrem todesmutigen Verhalten hing beim Ansturm des Feindes, besonders der Tanks, viel für das Schicksal der rückwärtigen Kräfte ab. Freilich konnten den in dieser Vorschrift gestellten Anforderungen nur Truppen entsprechen, die gut ausgebildet und in krasser Manneszucht erzogen waren. Als das im Jahre 1918 nicht mehr der Fall war und die Truppe den seelischen Halt zu verlieren begann, führten sie zu Rückschlägen. Der Krieg mußte zu Ende gehen, als der Abwehrwille erlahmte und die Heimat nicht mehr in der Lage war, die Front mit wirklichen Soldaten zu besetzen. Trotzdem haben die kampferprobten Frontdivisionen mit den Resten alter Führer und Kämpfer die Westfront so gehalten, daß dem übermächtigen Feinde nirgend ein Durchbruch gelang. Auch die Rückzugskämpfe der letzten Monate sind ein volles Ruhmesblatt in der Deutschen Kriegsgeschichte.

Das Kriegsende war ein Zertrümmern des alten Heeres, dessen Reste das 100 000-Mann-Heer bildete, das aber die wichtigsten im Kriege bewährten Waffen nicht führen durfte. In unendlich mühevoller Arbeit sammelte das alte Offizierskorps die Reste der wehrwilligen Frontkämpfer in den nach dem Versailles Vertrag erlaubten Waffengattungen. Die zahlreichste war natürlich die Infanterie. Aber wie

saß die Bewaffnung ihrer Regimenter aus? Sie hatten für den neuzeitlichen Kampf eine gänzlich unzureichende Ausstattung mit den notwendigen Waffen. Ging doch die Anbelung so weit, daß die Schützenkompanien nur 6 l. MG. haben durften, mit welcher Zahl eine vernünftige Gliederung der Kompanie nicht durchzuführen war. Inf.-Geschütze mußten mit Holzgeschützen und Tants aus Wappgestellen hergerichtet werden. Erstere mußten mit Pferden der MGK. oder MBR. bespannt werden. Notwendige Nachrichtenzüge konnten nur aus Kommandierten der Kompanien gebildet werden. Aber die Gefechtsausbildung geschah nach dem Grundsätzen, die schon im letzten Kriegsjahr gültig waren, an denen mit Ludendorff viele bewährte Führer des alten Heeres gearbeitet hatten. Das zeigte die neue „Ausbildungsvorschrift für die Infanterie“ (MVA.) deutlich. Und so gelang es bei der langen Dienstzeit, aus dem kleinen Heere drei emsiger und gewissenhafter Arbeit aller seiner Führer ein Stammpersonal zu schaffen, das herab bis zum einzelnen Musketier ein festes Gerippe für die junge Wehrmacht lieferte, als diese durch die Tat des Führers und Reichskanzlers nach Zerreißung des Versailleser Vertrages 1935 entstand. Aber auch kein Unterstand und engherzige Kleinlichkeit des Reichstages gilt es mehr zu überwinden, dem früher jede Verstärkung und Vermehrung abgerungen werden mußte. So sind überall gesunde und lebenskräftige Verbände entstanden, besonders bei der Infanterie, die jetzt alles besitzt, was zum Uben in kriegsmäßigen Verbänden notwendig ist. Ein neuzeitiges Infanterie-Regiment ist ein vielseitiger Apparat, mit dem sich dasjenige der Vorkriegszeit kaum noch vergleichen läßt. Die drei Bataillone haben je drei Schützenkompanien, eine MGK. und einen Nachrichtenzug. Alle Einheiten haben die klassische Dreiteilung. Der Zug besteht aus drei Einheitsgruppen mit 1 l. MG., so daß die Kompanie 9 l. MG. hat, die MGK. hat 3 Züge je zu 4 l. MG. Ein Zug wird vierpännig gefahren mit aufgesessenen Schützen, 2 Züge sind zweispännig und haben 2 MG. auf jedem Fahrzeug. Der Nachrichtenzug hat bestes Fernsprech- (auch Funk-)Gerät. Die 13. Kompanie jeden Regiments ist die Minenwerfer- (MW.-) Komp. als stärkste Waffe in der Hand des Regiments-Kommandeurs und hat 3 Züge mit je 2 leichten und mittleren Wernern, die im Kampf dort eingesetzt werden, wo der Schwerpunkt im Angriff oder der Verteidigung liegt. Die 14. Kompanie ist als motorisierte Einheit die Panzerabwehr-Komp. (Pat).

Sie besteht aus 3 Jügen zu 3 Geschühen, deren beste Wirkung auf Entfernungen bis 600 Meter liegt. Für Aufklärungs-zwecke hat das Regiment noch einen Reiterzug (30 Pferde), und eine Radfahrkompanie. Dazu kommt noch wie bei den anderen Waffen eine leichte Inf.-Kolonne für die verschiedenen Munitionsorten.

Ein neuzeitliches Infanterie-Regiment ist somit ein vielseitiges Gebilde, das alle Waffengattungen und Fortbewegungsmittel in sich vereinigt, womit es im Krieg kleine Gefechtsaufgaben wie Offenhalten und Sperren von Engen, schnelle Besetzung entscheidender Punkte, Zeitgewinn zur Einrichtung der Abwehr selbständig lösen kann. Und alles Gerät ist schon im Frieden vorhanden.

„Aber“ — sagt der Feldherr Ludendorff in seinem epochemachenden Werk „Der totale Krieg“ — „mögen die Feuerwaffen noch so gewaltig wirken, es ist der Mann,

der den Kampf entscheidet. Die Berücksichtigung des Rasseeerbutes und des ihm eigenen Gotterlebens und Gotterkennens entsprechen den Anforderungen, die der Kampf an den Kämpfer stellt, und ist Grundlage für wahre Manneszucht, die der Truppe unverzerrbare Festigkeit gibt. Sie, kein Eid, hält die Wehrmacht zusammen.“

Und der Feldherr, der den Wiederaufbau der Wehrmacht noch erlebte und mit größtem Interesse verfolgte, äußerte seine Freude darüber in seiner Halbmonatsschrift, indem er schrieb, daß sein jahrzehntelanges Sehnen und Hoffen nun in Erfüllung gegangen sei und dankte den Männern, die am Aufbau des Heeres das Hauptverdienst hatten, für ihre aufopfernde und hingebende Arbeit — waren sie doch nicht nur Mitkämpfer im großen Krieg, sondern einigte auch seine Schüler in der Kriegsschule und im Großen Generalstab gewesen.

Allerlei Sammlung fürs W. W.

Unbekannt sind die vielen Helfer — unbekannt sind die vielen Spender, die das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes ermöglichen, doch ungeheuer groß ist die Leistung insgesamt bei Zusammenfassung aller Kräfte. Einzigartig ist dieser Erfolg, immer wieder erneut steht das Deutsche Volk ein, Mann für Mann, wenn die Sammelbüchsen rufen.

Heilige Pflicht ist es geworden, die Not im Volk zu lindern und freudig beizutragen, den Bestand der Nation zu sichern.

Ein Satz nur erklärt die große Opferbereitschaft des Deutschen Volkes...

„Ein Volk hilft sich selbst.“ S. D.





Der Teufel flieht — der Ortspfarrer hilft!

Immer wieder hat das Haus Lubendorff auf die ungeheuren Seelenschädigungen des Christentums in Aussen und Christen hingewiesen. (Erlösung von Jesu Christo v. Dr. W. Lubendorff, ferner Vom neuen Trug zur Rettung des Christentums; von General Lubendorff Völkererlöschung durch das Christentum, Des Volkes Schicksal in christlichen Bildwerken — Geisteskrise u. a. m.)

Die Auswirkung dieser Seelenschädigung und die bewusste Irreführung des Volkes durch einen Pfarrer möge die folgende Begebenheit schildern, die sich vor ungefähr 50 Jahren zgetragen hat.

In dem Dorfe D... in Oberfranken hatte der Bauer G... wie üblich zur Herbstzeit ein fettes Schwein geschlachtet, um für den Winter mit Fleischvorrat versorgt zu sein. Nachdem es sich in dicke Würste, fettigen Schinken und dufenden Sped verwandelt hatte, wurden diese guten Sachen im Schornstein zur weiteren Behandlung aufgehängt. In Oberfranken wird noch heute im geräumigen Schornstein geräuchert. Diese Tatsache war zwei Leuten, die lieber ernteten als säten, bekannt geworden. Sie beschloßen, in einer dunklen Nacht einen beträchtlichen Teil davon zu stehlen. Die am Hause lehrende Leiter erleichterte ihnen den Weg auf das Dach des Hauses. Der eine von den

beiden wurde am Seil in den Schornstein hinabgelassen und sollte in einem mitgebrachten Sack soviel wie möglich unterbringen. Langsam ging an dem oben gehaltenen Seil die Fahrt abwärts in die Tiefe des Schornsteins. Doch, o Mißgeschick, in dem dunklen Schachte stieß der Fuß an die Rauchspieße, die mit Gepolter auf dem unter dem Schornstein befindlichen Herde landeten. Voll Schreck ließ der oben auf dem Dach das haltende Seil mit seinem Kumpen fahren und machte sich eilig davon. So landete der andere genau wie die Rauchspieße auch, aber recht unanfst auf dem Herde. In großer Angst lauschte der Dieb, ob nicht jemand im Hause von dem Gepolter erwacht wäre. Alles blieb still, denn die Landleute haben einen festen, gelunden Schlaf. In großer Hast packte unser Langfinger nun den mitgebrachten Sack voll, um dann schnell das Weite zu suchen. Aber o weh, die Türen der Küche waren verschlossen. In Angst und Sorge erwartete er den Morgen. Beim Grauen des kommenden Tages erschien die Magd, um Feuer anzumachen und das Frühstück zu bereiten. Vor der völlig Ahnungslosen stand im Dämmerlicht eine männliche Gestalt, in deren geschwärtzten Gesicht nur das Weiße der Augen schimmerte.

„Der Teufel, der Teufel!“
schrie die Magd in höchstem Entsetzen und rannte davon; die Tür flog krachend zu, und mit zitternden Fingern wurde der Schlüssel wieder umgedreht: der Teufel war gefangen.

Der Schreckenstus der Magd hatte den Dieb auf einen helfenden Ausweg gebracht. Schnell wurden die Hände und das Gesicht noch mehr geschwärzt, das Seil wurde um den Leib gewickelt, und ein langes Ende schleppte als Schwanz



Jhre „Winterblut“

hinterher. Mit dem gefüllten Sack auf dem Rücken harrete er nun der Dinge, die da kommen sollten.

Der Höllenlärm hatte inzwischen alle Bewohner des Hauses auf die Beine gebracht. In höchster Seelenangst wurde beraten, wie man unbeschadet den Herrscher der Hölle loswerden könnte. Doch niemand hatte den Mut, sich an Luzifer heranzuwagen. Hochwürden muß helfen, und befreit atmeten die Hausbewohner auf bei diesem Vorschlag. Schnell herbeigerufen, getraute sich der Ortspfarrer wohl, mit der Bibel in der Hand, den Satan zu bannen. An der Spitze der geängstigten Hausbewohner trat der Pfarrer an die Tür und rief mit erhobener Stimme:

„Satan, ich bespreche dich mit Gott!“
Dampferkalt von drinnen die Stimme des Teufels:

„Wenn du aufmachst, geh' ich fort.“

Voll Würde öffnet der Pfarrer die Tür und der Teufel durchschreitet mit lang nachschleppendem Schwanz das Spalier der Hausbewohner.

„Tretet nicht auf Satans Schwanz!“
erönt noch die mahnende Stimme des Geistlichen, und ohne Schwefelgestank verschwindet der Teufel.

Erst als man die Hinterlassenschaft Luzifers, leere Rauchspieße, Reste von Speck auf dem Herd erblickte, wurde den Bauernleuten klar, wer der Teufel war: ein Dieb, der durch die Dummheit und den Aberglauben der Leute unter Mithilfe des Pfarrers entwichen konnte.

W. R. Schulz.

Die kleinen Buben und der gute Wig

Ehe ich ein paar kritische Bemerkungen dazu mache, will ich doch das kleine Geschichtchen erzählen. Denn auch ich erlebte ja eben zuerst das Geschichtchen, um dann allerdings ganz ernsthaft darüber nachzudenken. So soll es anderen auch so gehen.

Ich sah, um jemand zu erwarten, hin-



ter den dichten Eiseuwänden in einer guten Gastwirtschaft. Im Torbogen am Eingange zu den Gasträumen spielten zwei recht nett und sauber gekleidete Jungen. Der eine, noch nicht ganz fünfjährig, war der Sohn der immer elegant gekleideten Wirtsleute, der andere, etwas älter, vielleicht siebenjährig, war das Kind eines angesehenen Buchhändlers. Beide Familien zählten sicher zum guten und gutgeachteten, sich zur „besseren Gesellschaft“ rechnenden, auch äußerlich treu zur Kirche haltenden Bürgertum. Sie würden eine Aufforderung zum Kirchenaustritt entweder entrüstet oder auch überlegen als ganz unmöglich für sie abgewiesen haben. Diese beiden Jungen also, die aus „gut christlichen“ Häusern stammten, spielten ganz in meiner Nähe. Dann aber ickten sie sich auf die Bank im Torbogen und erzählten sich ein Geschichtchen, und zwar, da sie an demselben Gefallen haben mußten, mehrmals, so daß ich es völlig verstehen konnte. Und dieses Geschichtchen war bezeichnend. Es lautete etwa so:

Es war einmal ein Pfarrer. Der sagte zu seinem Dienstmädchen: „In die linke Tasche steckst du mir die Bibel und in die rechte einen Hering!“ Das Dienstmädchen aber machte es gerade umgekehrt und steckte den Hering in die linke und die Bibel in die rechte Tasche. Wie nun der Pastor zu predigen anfing, griff er mit seiner Linken in die Tasche, zog den Hering heraus, hielt ihn hoch und sagte (hier machte der Erzähler die betreffenden Bewegungen des Hochhaltens mit der einen und des Zeigens mit der anderen Hand): „An das sollt ihr glauben!“ Und

dann wollten sich die beiden schier totlachen. Dann erzählten sie die Geschichte in Gemeinsamkeit wieder.

Natürlich lacht man zunächst auch über den „Witz“. Aber dieser Witz ist ja, richtig betrachtet, nicht nur eine kleine Niederträchtigkeit gegen die Pfarrer, sondern auch — eine große und schlimme Beurteilung des Religiösen überhaupt, das man gerade für gut genug hält, es so zu verulken, daß man den Hering an Stelle der Bibel liest.

Ob der Witz aus der Familie des sehr „distinguierten“ Buchhändlers stammte, oder vom Stammlich des Ratskellers, in dem nur „sehr gutes“ Publikum verkehrt, konnte ich freilich nicht entscheiden. Es ist auch nicht unbedingt nötig, das zu wissen. Schon so genügt das Erlebnis, zu erkennen, mit welchem Klänge man Pfarrer und Religion in diesen Kreisen nennt, wenn man — unter sich ist. Denn es ist kaum anzunehmen, daß die Jungen aus anderer Quelle ihre Weisheit genommen haben. Aber wenn man in jenen Kreisen einmal ernsthaft über religiöse Fragen im deutschgläubigen Sinne reden wollte, da würde man auf schärfste und schroffste Abweisung stoßen.

Walther Hohberg.

Gottesbeweis

In einer Gesellschaft des Enzyklopädisten und Verleuchters des Gedankens „Der Mensch, eine Maschine“, Grafen Holbach, in der man über das Dasein eines persönlichen Gottes diskutierten und die allermeisten selbstverständlich ein solches neben einigen Zweiflern glatt ablehnten, wurde auf einmal — „ein Ausruf Gottes“ ge-

sucht. Und die Wahl fiel auf den italienischen Gesandten des Königs von Neapel, den Abbe Galiani. Dieser zog sich aber doch so geschickt als möglich aus dieser heillosen Affäre. Und er begann, unter allgemeiner Aufmerksamkeit der Zuhörer, also: „Zu Neapel wettete einst ein Spieler, alle 6 Augen zu werfen. Und er warf sie. Es ist möglich, sagte ich. Er warf nun zweitemal alle 6. Es ist möglich, sagte ich wieder. Da er aber jedesmal 6 warf, rief ich aus: Zum Teufel, die Würfel sind falsch! Und so war es auch. Wenn ich nun die ewige Ordnung der Natur betrachte, ihre ständigen Gesetze und Veränderungen nach der Regel, da kann ich nicht anders als rufen: Die Natur ist falsch!“

Wlfr. Hübner.

Zweifel

Zu einem alten Haudegen, einem pensionierten katholischen Hauptmann, kam einst sein Bedienter mit einem seltsamen Anliegen. Er wurde nämlich von Zweifeln über das Jenische geplagt und wollte nun zu seiner Beruhigung von seinem Herrn genauen Aufschluß über dessen Vorhandensein haben. Da kam nun freilich der alte Hauptmann, der doch nun eben kein Theologe war, in arge Verlegenheit; denn er hatte die nämlichen Zweifel. Aber er war ehrlich genug, zu bekennen: „Du Narr, ich würde dir gern einen großen Taler geben, wenn ich's nur selber genau wüßte!“ Dennoch ließ er sich, als es endlich ans Sterben ging, die letzte Erlung verabreichen. Man kann ja nicht wissen . . .! „Aber“, so verlangte der alte Haudegen, „nur mit Pulver und Brandwein vermischt, die sind mir mein Lebtag lieber gewesen.“

Wlfr. Hübner.

Verschleimte Luftwege hartnäckige Katarre

von Keuchhusten, Luftröhre, Bronchien, Bronchiten, sowie Asthma werden mit bestem Erfolg mit dem bewährten „Elixophocelin“ behandelt. Denn „Elixophocelin“ wirkt nicht nur schmerzstillend und entzündungshemmend, sondern auch entzündungsbekämpfend und macht das empfindliche Schleimhautgewebe widerstandsfähiger. Darum ist es ein stilles Heilmittel, von dem man wirklich günstige Erfolge erwarten darf. — „Elixophocelin“ ist von Prof. Lorenz, Berlin und Wien erprobt und anerkannt. — Nehmen Sie beim Einkauf auf den Namen „Elixophocelin“ und kaufen Sie keine Nachahmungen. — Dose mit 80 Tabletten „Elixophocelin“ RM. 2.50 in allen Apotheken, wo nicht, dann Reform-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S. 206 von Dr. phil. nat. Strauß, Werbeverlag.

Herzklopfen

Blennat, Schilddrüsenleide, Nierenverfälschung, Wasserlucht, Anginerkrankung stellt der Arzt fest. Schon jetzt haben bei der berühmte Lohndol-Heilung die gewünschte Besserung und Stärkung des Herzens gebracht. Warum würden Sie sich noch damit? Besten 2.10.2022 in Apotheken. Verlangen Sie sofort die vollständige Aufklärungsschrift von Dr. Rentzhof & Co. Baupharm 27 Weg.

Stellen-Angebote

Gausgebilft

zum 1. 2. 39 gesucht für Haushalt in Rindern (9 bis 12 U.) in Berlin-Glied. Südstrichen an Habenbarff-Buchhandlung, Berlin-Charlottenburg 4, Blümenborger Straße 41.

Der Bernauerhof

in Bernau i. Hochschwarzwald

950—1417 Meter — Feldberg-Strassensporngebiet — beherbergt Sie auch in den Wintermonaten zur Ausübung des Sports oder zur Erholung in Winter Sonne und Höhenluft. Verlangen Sie Prospekt von der Fei. Lippe Menten

Fisch und Waterkant!

- 1. Dose Rollmöpse (Käsebrat) und zart
 - 2. D. Heringssalat (Käsebrat, mag. Sch.)
 - 3. Fischschinken (in wär. Butter, Torte)
 - 4. Blumenschling (in Saft, Tomate)
 - 5. D. Appelhappen (in wär. Sauce)
 - 6. Weitere Leckerbissen: Brottopf, Blum-Hering, Fenchelringe in Saft, Curry, Kaiser Fenchel, etc.
- 1 große Dose kostet 500
 Alle ausgezeichnete Qualität
 & Preiswerte
 Frische und Haus
 Made, Assort. - Bestände ganz
 Bremer - Provinz - Co.
 Bremen 43 Qu / 513



Lieferung frei überallhin, auch bei Teilzahl.
Deutsche Nähmaschinen
 f. Haush., Gewerbe, Industrie, Wagnigerode

Primo
Schlesische Leinenwaren
 spez. Bettlakenstoffe u. Geschirrtücher
Otto Grafke, Lauterbach
 Nr. Hofschloßberg
 Muster bereitwilligst u. unentgeltlich

Anzeigentexte deutlich schreiben!

Beständige Zinssätze, die seit Jahren für die D.M. (L.) constant, fest

6-8000 RM. Darlehen

zur Eröffnung einer Konten an der D.M. Sicherheit wird geboten. Angabe an Herrn Meisel, Austria 1. Bam., Hotel „Aronprinz“.

Stoff für Ihren Mahanzug

Ihre Anzug in Ihre beste Empfehlung. Wählen Sie für Ihren Mahanzug einen Stoff aus meiner Auswahl **Wahanzug-Feinmode**, die bestimmt best gefällt, was Sie suchen. Muster von nur besten Qualitäten frei von **Horst Franz, Suche** Oberammergau, Simsb. Vöbau/Zochlen

Nichtraucher



in 1-3 Tagen d. Ultrafuma - Gold. / Unschädlich. Reine Zigaretten. / Geringe Rollen. / Preisprofi fest
 G. Gensch, Hamburg 21 2.

Optik Dresden Photo

Vogelgläser, Helmh., Theatergläser, Photoapparate, führende Marken, Barometer, Kompasse, Vergrößerer
 Diplom-Optiker Tang, Steinfener Str. 21

+ Hämorrhoiden +

sind heilbar durch OLA-Salbe!
 Dankschreiben u. Nachbestellungen beweisen d. Güte
 Pak.: 1, 2, 3 u. 4 RM. u. Porto u. Nachn.
 Fabrikant: Wilke, Stettin 8, Stettinstr. 8
 Postcheck: Stettin 7678.



Geldschändender fucht

Teilhaberin

mit etwas Vermögen zur Beschäftigung wichtiger Erfindung. Angebote unter Nr. 14 postlagernd Weidenburg (Vöbau, Weidenburg).

Leuchter

geschliffen, altgermanisch usw., für Säle, Herren, Bauernzimmer.

Edelsteine, Zierkeramik, Porzellan, etc.

Im Ausland

enläßt. Interessenten f. neuart. Blumenüberwurf (Zitron, orange) haben Gelegenheit, sich an d. Herr. Kammermann durch Jubil. d. Gebären zu beteiligen. Suche u. „Parent“ 1907 an d. Verlag.

SEI
 bereit
 ZUM
 Einsatz
 FÜR
 DAS
 WFW

